Abonnementspreis
[illegible] wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage [illegible] der Arbeiterwelt. Bringerlohn 90 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Zeitungsliste [illegible]) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt 1, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger [illegible] Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens [illegible] Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt 1, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 175. | Dresden, Freitag den 1. August 1902. | 13. Jahrg.

Der Landarbeiterstreik in Ostgalizien.

Wie ein Lauffeuer ist in wenigen Tagen der Streikgedanke durch Ostgalizien gegangen. Die geknechteten, ausgebeuteten Bauern haben sich endlich zum Widerstande aufgerafft, und da der erste Schritt erst gewagt ist, schwillt die Bewegung sofort ins Ungemessene. Mit elementarer Gewalt bricht sie sich Bahn. Noch nie hat Oesterreich eine Lohnbewegung auf dem Lande in solchem Umfange erlebt. Höchstens die Riesenstreiks der ungarischen Landarbeiter können diesem gewaltigen Ausstande der ruthenischen Bauern und Tagelöhner zur Seite gestellt werden. An hunderttausend Streikende werden schon geschätzt und noch immer ist kein Stillstand. Es ist die Verzweiflung, die immer neue Scharen dem Ausstande zuführt — Sklaven brechen die Kette. Die erzwungene Unterwürfigkeit weicht der wilden Empörung. Es ist eine Volksbewegung, die wir hier vor uns sehen. Eine urwüchsige, aus den Massen selbst geborene Bewegung, ohne jede Vorbereitung, ohne jede Organisation, ohne jeden Mittelpunkt, ohne einheitliche und bestimmt formulierte Forderungen — nur eins in dem einen ungestümen Verlangen nach etwas mehr Brot, nach etwas weniger Druck! Die Presse hat diese Bewegung nicht entzündet, denn die ruthenischen Bauern lesen nicht, weil sie meistens überhaupt nicht lesen können. Und keine allgemeine Verabredung ging ihr vorher, denn der Verkehr in diesem an Wegen und Eisenbahnen armen Lande ist gering, das Gemeingefühl unter den Landbewohnern wenig entwickelt. Aber die Verhältnisse sind an allen Orten so sehr gleich traurig, daß ein Erfolg in einem Orte das Feuer im ganzen Lande entzünden mußte. Kaum hatten auf einigen Gütern die Arbeiter durch Arbeitseinstellungen Erfolge erzielt, kaum war die Kunde davon ins Land gedrungen, da ward auch schon in weniger als zwei Wochen der Ausstand fast allgemein.

Der Nährboden war zu gut, als daß es nicht hätte geschehen müssen. Ostgalizien, das Land der Ruthenen, ist eines der elendesten Länder Europas. Meilenweit dehnen sich die Latifundien der polnischen Junker, das Land, das die Eroberer den unterworfenen Ruthenen geraubt haben, oder das die leibeigenen Bauern später, um die „Freiheit“ zu erkaufen, um die Grundbesitzer und Ansbanden ihren Grundherren überlassen mußten. Auf jämmerliche Fetzen Landes beschränkt sind die Ruthenen heute mehr wie je die Hörigen der Großgrundbesitzer, sind viel schlimmer daran, als zur Zeit der Leibeigenschaft: Sie müssen frohnden auf dem Herrenhof, wenn sie nicht verhungern wollen. Und wenn sie auf dem nächsten Gutshofe nicht Arbeit finden, so müssen sie wandern und einen anderen Herrn suchen, der ihnen gnädig erlaubt, für jämmerlichen Lohn auf seinem Lande zu arbeiten. Und wie er wirtschaftlich der Sklave des Schlachzizen geblieben ist, so ist er's auch rechtlich. Die Regierung, die Verwaltung und Justiz ist in den Händen der polnischen Schlachta, die den Bauern, und namentlich den ruthenischen Bauern, nur als Steuer- und Ausbeutungsobjekt kennt und weit davon entfernt ist, ihn als gleichberechtigten Staatsbürger anzusehen. Das Ruthenen-Land, Ostgalizien, gilt den edlen Polenjunkern überhaupt nur als ein Ausbeutungsobjekt. Ostgalizien wird zu Gunsten Westgaliziens förmlich ausgesogen. Es wird bei Meliorationen aller Art, Herstellung der Straßen usw. gewissenlos zu Gunsten Westgaliziens ausgebeutet. Bis zum Jahre 1888 hat man in Galizien 2997 Kilometer Wege gebaut, in Ostgalizien 647, in Westgalizien 2[illegible], obgleich dieser Landesteil eine viel geringere Steuerleistung als Ostgalizien hat. Noch viel ärger geht es bei den Meliorationen aller Art und vor allem bei der Regulierung der Flüsse zu. Ostgalizien weist gegen alle ökonomischen, hygienischen und biologischen Gesetze — da es gesünderes Klima, viel besseren Boden und dünnere Bevölkerung als Westgalizien besitzt — im Vergleiche mit dem westlichen Landesteile eine sehr starke Sterblichkeit auf. Das sind die Folgen der polnischen Verwüstungspolitik in diesem Landesteile.

Und zu alledem kommt die Unterdrückung der Ruthenen als Nationalität, die Unterdrückung der ruthenischen Sprache in den übrigens ganz unzureichenden Schulen, die schamlose Vergewaltigung von Gesetz und Recht zu Gunsten der korrupten polnischen Schlachta, die grausame Mißhandlung des Volkes durch eine viehische Gendarmerie — wie kann es da anders sein, als daß der Streik einen antipolnischen Charakter annahm. Der Gegensatz zwischen den Ausgebeuteten und den Ausbeutern ist hier ein nationaler, und das mußte sich in den Anschauungen der ungeschulten Masse ausdrücken. Und das mußte auch dahin führen, daß die ruthenische Intelligenz, daß namentlich die studierende ruthenische Jugend den Streikenden ihren Beistand lieh. Den Herren Schlachzizen hat das freilich genügt, um die Bewegung als eine gefährliche politische zu denunzieren und sie haben ja auch bei dem allezeit dienstbereiten Körber erreicht, daß ihnen Militär zur „Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit“ zur Verfügung gestellt wurde. Und die Soldaten haben ihre Aufgabe erfüllt. Der friedlich begonnene Streik wird von allerlei Ausschreitungen und blutigen Zusammenstößen abgelöst. Die Wiener Arbeiter-Zeitung hat es vorausgesagt. Sie schrieb vor einigen Tagen:

Wunderbarerweise offenbaren aber diese geknechteten, künstlich in Unbildung niedergehaltenen Bauern gerade in dem Streik die Sitten fortgeschrittener Länder und Völker. Sie plündern nicht, sie bedrohen niemand an Leib und Leben, sie wenden einfach das friedliche Mittel der Arbeitseinstellung an, und dabei stellen sie so bescheidene Forderungen, daß [illegible] an heben ein Maß für die in Galizien herrschende unmenschliche Ausbeutung darbieten. Ob freilich der Verlauf des Streiks noch weiter so friedlich bleiben wird, das ist bei dem Terrorismus der polnischen Junker und bei dem sonderbaren Verhalten der Regierung recht fraglich. Truppen in die Dörfer der Ausständigen schicken, ist freilich ein probates Mittel: die [illegible] der Einquartierung sollen auf die Bauern „beruhigend“ einwirken. Der Schlachzize und seine Pächter bekommen damit vom Staate nicht nur Schutz, sondern auch moralische und materielle Unterstützung. Aber wäre es nicht weiser, wenn sich der Staat, nachdem die Bauern in ihrer Verzweiflung zur Selbsthilfe gegriffen haben, endlich dessen erinnerte, wie viele Versäumnisse er hier nachzuholen hat? Wäre es nicht gerechter, oder soll es wieder zu Blutvergießen kommen? Sind der Bajonette Säbel und die schießende Armee die einzigen Mittel, die der „soziale Staat“ in Galizien anzuwenden weiß?

Es ist schon so. Der Staat hat wieder nach dem alterprobten Rezept gehandelt und die bürgerlichen Blätter strömen jetzt über von Berichten über Brandstiftungen und anderen Schandthaten. Sicherlich ist vieles davon Lüge oder doch Uebertreibung der Schlachzizenpresse. Was aber bleibt, das kommt aufs Schuldkonto der Schlachzizen und der ihr dienstwilligen österreichischen Regierung. Auf ihr Haupt fällt die Blutschuld!

Politische Uebersicht.

Der Fall Feilitzsch in neuer Auflage.

In der bayrischen Kammer hat man am Mittwoch den Militäretat beraten. Unsere Partei hat dabei die Soldatenmißhandlungen dem Kriegsminister energisch vorgehalten. Unser Fraktionsredner hat namentlich auch darauf hingewiesen, daß die Wurzel der Mißhandlungen einzelner Soldaten durch ihre Kameraden — die Pfälz. Post hat bekanntlich eine ganze Reihe solcher Fälle in Ludwigshafen aufgedeckt und die Bestrafung der Schuldigen erzwungen — in dem verwerflichen System liegt, daß die Vorgesetzten ganze Truppenteile für die Vergehen oder Schulden einzelner büßen lassen.

Das Hauptinteresse aber erregte der Fall Feilitzsch, den der Genosse Müller anschnitt. Er betonte, wie aus München berichtet wird, daß die Militärmißhandlungen in Bayern nicht abnehmen können, wenn die Schuldigen im preußischen Heere förmlich prämiiert werden. Das sei bei dem Hauptmann v. Feilitzsch der Fall gewesen, der nach seiner Rückkehr aus China, wo er 25 Leute mißhandelt hatte, nicht nur mit dem Roten Adlerorden dekoriert, sondern auch in die preußische Armee hinübergenommen wurde. Im Reichstage habe, als Dr. Südekum den Fall besprach, der bayrische Militärbevollmächtigte erklärt, diese Dinge seien im großen und ganzen nicht so schlimm gewesen. Auf den Hinweis, daß ein bayrisches Blatt die Mitteilung gemacht hat, Feilitzsch habe sich aus Angst vor einer Kugel aus den eigenen Reihen nicht besonders tapfer vor dem Feinde benommen, habe der Militärbevollmächtigte erklärt, gegen dieses Blatt sei ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Unser Redner erklärte nun, daß gegen dieses Blatt — gemeint war die Münchner Post — kein Verfahren eröffnet wurde und zwar aus sehr guten Gründen, und es gehe daraus hervor, daß auch bayrische Militärbevollmächtigte nicht immer die Wahrheit sagen. Der Minister solle sich über die inner- und außerpolitische Seite des „Falls Feilitzsch“ äußern, denn es seien gewisse Dinge vorgekommen, wie es bei einem geordneten Einvernehmen zwischen den Heeresverwaltungen der Bundesstaaten nicht der Fall sein sollte.

Der Kriegsminister entgegnete darauf sehr unwirsch, er glaube nicht, daß die preußische Regierung einen Offizier mit einem Orden auszeichnen würde, der sich vor dem Feinde nicht entsprechend benommen habe. Außerdem bestand für Bayern keine Verpflichtung, die Offiziere, die in das ostasiatische Korps übergetreten waren, wieder in den Dienst zu nehmen. Er werde sich jeder weiteren Auseinandersetzung enthalten! Den bayrischen Militär-Bevollmächtigten müsse er vor dem Vorwurf bewahren, daß er die Unwahrheit gesagt habe.

Abg. v. Vollmar stellte fest, daß der Militärbevollmächtigte im Reichstag doch eine Behauptung aufstellte, die den Thatsachen nicht entspreche. Der Minister müsse also entweder den Beweis liefern, daß der Bevollmächtigte im Rechte war oder eingestehen, daß er sich geirrt habe. Aus den Verhandlungen des Finanzausschusses wisse man, daß der Kriegsminister den Hauptmann v. Feilitzsch im Gegensatz zu anderen Offizieren nicht mehr in die bayrische Armee aufnehmen wollte. Wenn Preußen den Mann aufnehme und auch noch dekorierte, so sei das eine Handlungsweise, die die bayrische Militärverwaltung beklagen müsse.

Kinder des Volkes.

Roman von Alfred Bock.

(1. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Die Belloffen hockte neben der Wiege nieder und hing ihren Gedanken nach. Heute sollte die Lene wiederkommen. Mittag hatte sie wohl noch im Spital gegessen. Zum Willkomm sollte man ihr einen guten Kaffee, der Kuchen stand im Schrank parat. Vor acht Tagen war sie das letzte Mal bei der Lene gewesen. Da sah sie gotterbärmlich aus. Das Fieber hatte sie mächtig heruntergebracht. Sie war auf schmale Kost gesetzt. Das war halt im Spital nicht anders. No, wenn sie nur auf den Beinen blieb, hernach war das Herausfüttern nicht schwer. Wahrhaftig, sie war ein armes Geschöpf. Heut aus dem Spital, morgen wieder in die Fabrik. Ein Elend Leben. Und zehn Mark die Woche. Dabei das Kind. Das war nun einmal da. Sie konnte Gott danken, daß sie's hier untergebracht hatte. In guter Wartung ging ihm nichts ab. Und genoß auch Liebe. Du lieber Himmel, die paar Mark Kostgeld waren's nicht. Sie lag auf der Hand, sie setzte zu. Und hatte nicht viel zuzusetzen. Stat, nat! War sie denn bedürftig? Bei Leibe nicht. Es mochte langen. Und langte auch.

Das waren jetzt zwanzig Jahre her. Dazumal hatte sie selbst nichts zu knappern, schlug sich als Lautfrau kümmerlich durch. In der Nachbarschaft wohnte der Lene ihre Mutter. Die half ihr oftmals gutherzig aus mit Essen und auch mit Geld. Nun konnte sie der Tochter vergelten, was die Mutter an ihr gethan. Treue mußte sein. Gerade unter den armen Leuten. Die brauchten einander und waren stark durch das Zusammenhalten. Das hatten sie vor den Reichen voraus, die als Neidhärte auf ihrem Geldsäcken saßen und sich mit scheelen Augen beluhten.

Da schlug's schon zwei. Die Lene ließ auf sich warten. Am Ende hatten sie's ihr gesagt, was für ein Lumpen der Schollas war. Und konnte der Schreck nicht von der Stelle. Das wär' nicht übel. 'Na freilich, einmal mußt' sie's erfahren. Und mußt's verwinden. Sie war die erste nicht, der's geschah. Das war der Lauf der Welt.

Draußen knarrte die Treppe. Es kam jemand. Die Belloffen spitzte die Ohren. Sie kannte den Tritt, es war die Lene. Sie erhob sich so rasch, als ihre gichtischen Beine es erlaubten und ging der Heimkehrenden entgegen.

„Ei, ei, die Lene!“

„Guten Tag, Frau Belloff.“

„Wie geht Dir's denn?“

„No, 's geht ja wieder.“

„Ich lur' und lur' —“

„Ja, 's ist ein weiter Weg.“

„Dacht' schon, sie hätten Dich droben behalten.“

„Behüt'!“

„No, komm nur herein.“

„Ach, da das Kätzchen!“

„Sch! Es schläft.“

Die junge Mutter trat an die Wiege und faltete unwillkürlich die Hände.

„Grad' wie ein Engel!“ flüsterte sie.

Die Belloffen nickte.

„Und fest und gesund. Und schläft nachts durch. 's ist ein wahrer Staat.“

Lene blieb in seligem Schauen stehen, die Alte aber trug den Kaffee auf und stellte den leckeren „Schieber“ dazu.

Bald saßen die beiden behaglich beisammen.

„Was hat denn der Medizinalrat gesprochen?“ fragte die Belloffen.

„'s wär' alles wieder in der Reih', nur sollt' ich mit der Arbeit langsam thun,“ berichtete Lene.

„No, darum rückt's Dir nit.“

„Ja, probier's halt morgen.“

„Wann Du klug bist, ers' nur' halben Tag.“

„Je nachdem, wie mir's ist.“

„Na, ja.“

„Weil ich nämlich als noch den Atem verlier'.“

„Das macht sich schon. Geh' nur das Dresden Hermann da.“

„So? Gelt, die schnauft arg? Und ist doch gesund.“

„Eben drum.“

„Was wollt' sie denn?“

„Ei, hören, wann Du wiederkämst. 's ging alleweil flott in der Fabrik.“

„Das is immer um die Zeit.“

Lene nahm einen Schluck Kaffee, setzte die Tasse langsam hin und sagte, ohne aufzublicken:

„Sonst hat keins nach mir gefragt?“

Die Belloffen zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Daß ich nicht wüßt'.“

Da sie erriet, auf wen die Lene zielte, fügte sie sogleich hinzu:

„Den Schollas schlag Dir aus dem Sinn.“

Dem Mädchen schoß das Blut ins Gesicht.

„Wie kommen Sie nur denn vor, Frau Belloff?“

Die Alte wiegte den Kopf hin und her und wiederholte:

„Schlag Dir den Schollas aus dem Sinn.“

Lene horchte betroffen auf.

„Früher haben Sie ganz anders gesprochen.“

Die Belloffen lachte gezwungen.

„Ja, früher.“

„Und jetzt?“

„Spuck dem Schuft ins Gesicht!“

„Ich bitt' Sie, Frau Belloff,“ sagte Lene bestürzt, „was geht denn vor?“

„Ich möcht' mir gewiß nicht über so ein' das Maul, aber ehvor Sie Dir's morgen in der Fabrik auftischen, will ich Dir reinen Wein einschenken. Setz' Dich.“

Zitternd nahm Lene wieder Platz. Die Alte aber sprach: „Du kennst doch die Stadlern in der Nachbarschaft?“

„Vom Ansehen, ja.“

„Ihr Mann hat sich vor'm Jahr aufgehängt. Aus lauter Kummer über das Mensch. Die hat' doch ein halbes Dutzend am Bandel. Und nahm sie mein Gott, was ins Hand. Und der Stadler, der Schwarzen, hat [illegible]. Wie sie ihn abgeschnitten haben, hatt' er einen Zettel in der Tasch'. Darauf stand: ‚Bettel, Du siehst mich nicht wieder.‘ Seit